

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

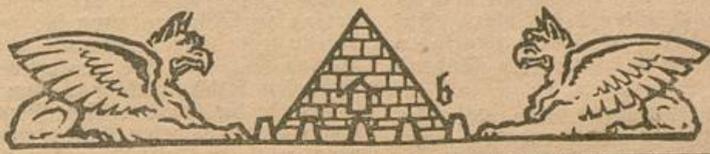
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

21.3.1926 (No. 12)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

5. Jahrg. No 12



21. März 1926

Wilhelm Hausenstein

Alexander Kanoldt.

Ich denke um fünfundzwanzig Jahre zurück: wir sind Priester des Gymnasiums zu Karlsruhe. Es ist die Zehnminutenpause. Die Kleinen balgen sich im Hof, schreien; die Größeren stehen in Gruppen, diskutieren — und es geht um nichts Geringeres als um den Vorglas; es sind einige, die sich darin gefallen, von Sophisten bestochen zu sein. Einer steht am Rande und schweigt. Er hat ein etwas graues Gesicht, sehr traurige blaue Augen mit langen, dunklen Wimpern, die den traurigen Augen die Traurigkeit des Umflorten hinaufziehen; er ist (nach einer gewissen Vorliebe, die wir kennen) etwas trüb gekleidet — zwischen Grau und Schwarz, und in seinem Anzug, an Haltung und Haltung seines Gutes ist etwas Besonderes, das als die Eigenartlichkeit des künftigen Künstlers empfunden wird; das Besondere ist auch an Kragen und Krawatte — aber es ist sehr dezent, und man merkt es kaum. Dort drüben läuft ein anderer, als ob er gemerkt wäre — mit Schlappe und Kavaliere (so wie wir den Libertiner einstweilen denken, den man Künstler nennt): Karl Albitzer. Die Albitzer wird ihn nicht hindern, später ein vorzüglicher Bildhauer zu sein. . . . Es ist ein merkwürdiges Gymnasium. Unter den Bäumen prominent Carl Einstein — noch Bekandener, wenn ich mich in diesem Augenblick recht entsinne: unordentlich, kurzschichtig, absonderlich, und es könnte sein, daß er gerade eine jener unergleichlichen Salzbrezeln verzehrt, die unsere Baue nicht minder klassisch gemacht haben als der Plato oder der Horaz; Carl Einstein — der eines Tages der erste gewesen wird, die Plastik der Neger zu gewahren. . . . Doch um mich nicht zu verlieren: der traurig Blickende, der Schweigende, der melancholisch ist, ohne sentimental zu sein, der etwas Ungemütliche in dem dunklen Schmelz, der in die niedere Stirn fällt, der hagerer, scharf profilierter Greis mit weißen Locken und weithin, aus Mittelmeer blühenden blauen Augen vorstand: Gustav Wendt, der auslief wie ein Doppelaänger des Theodor Mommsen, welcher die römische Geschichte geschrieben hat: so wird man die Bilder Kanoldts nicht für eine willkürliche Abwandlung des Expressionismus ins Neuklassische halten. Mir scheint fast, diese Bilder wären so, auch wenn der ganze Expressionismus nicht gewesen wäre.

Es sind Gründe, die noch jenseits des Gesagten liegen. In diesem äußersten Südwesten Deutschlands erzogen sein bedeutet notwendig: mit den angränzenden romanischen Zivilisationen in aller Verbindung leben. Man macht sich außerhalb der badischen Grenzen von diesem (unbewußten) Zustand vielleicht keinen Begriff. Er ist auch nicht in grobe Worte zu fassen; aber seine Feinheit existiert auch dann, wenn sie unwägbar ist. Baden ist uralter Bezirk römischer Kolonisation: „Dekumatland“. Man denke doch nicht, dies habe im zwanzigsten Jahrhundert nichts mehr zu bedeuten. . . . Die Nachbarschaft der französischen Zone in die Nachbarschaft einer lateinischen Zone — und diese Nachbarschaft hat sich geschichtlich nicht nur in den Formen politischen Mißbrauchs ausgedrückt. Baden ist einmal eine napoleonische Satrapie gewesen: aber der künstlerische Napoleonismus, der im Empire Weinbrenners überliefert ist, gehört zu den edlen Dokumenten der reinen Form auf deutschem Boden, und übrigens ist er nicht nur vom Gallischen ins Römische abstrahiert (und also in einen Universalbegriff, wie er seit der Antike und dem päpstlichen Mittelalter nicht mehr da war), sondern auch von einer rührenden badischen Originalität. . . . Und gehen wir in der Geschichte des Schönen weiter: von Sandkühlsheim bei Heidelberg kommt Rott-

Man muß Karlsruhe kennen, um ihn zu verstehen. Man muß zehn Jahre lang den Weg in jenes Gymnasium an der Ecke der Bismarckstraße und der Bismarckstraße gemacht haben (der „Bis-

mann — mit ihm die höchste Klasse der Landschaft im neunzehnten Jahrhundert; Auf dem Feuerbach berührt Baden; von Baden (Heidelberg und Karlsruhe) kommt endlich Trübner. Trübner? Was er hier sollte? Ich gebe die Frage zurück: weshalb hat noch kein Auge gesehen, daß das strukturelle Element, das Trübner in die Labilität des Impressionismus getragen hat, eine Analogie des klassischen Aufbaus ist? Er malt in „Quadraten“; er malt in „Würfeln“; dies hat man gesehen, und die Aesthetik lebt von diesen Wahrnehmungen. Was hindert zu sehen, daß Würfel lateinisch sind — daß mit den Mitteln von 1900 Trübner das gleiche tut, was mit den Mitteln von 1830 oder 1850 Rottmann? Agri Decumates.

Die klassische Ueberlieferung schließt sich eng auch um das persönliche Leben unseres Malers. Der Vater Alexanders, Edmund Kanoldt, ist in vielleicht unbefangenen Augenblicken übertrieben wir nicht unsere Argumente ein Vertreter des pantheistischen, ein stiller Realist in begrenztem Format und mit male-riischen Impulsen. Aber es ist auch wahr, daß diesem Vater die klassische Sehnsucht in der Tiefe des Blutes sitzt. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend . . .“ Edmund Kanoldt ist Schüler Friedrich Presslers in Weimar gewesen. Das Klassische ist ihm allezeit das Maß der höchsten Spannung geblieben. Wo er sich eigentlich verwirklichen will, da denkt er lateinisch, denkt er griechisch, denkt er weimarisch. Der Sohn zeigt ein Album mit Photographien nach illustrativ-heroldischen Landschaften des Vaters. Auf weiße Sterne geht ein Raden der Tradition zu jenem strolchischen Joseph Anton Koch, der dem Uebergang des deutschen Südens nach Italien angehört.

Dies sind Voraussetzungen, die verpflichten; oder vielmehr, da sie ja nicht oder kaum dem Bewußtsein eines Vernünftigen angehören: dies sind Voraussetzungen, die binden; es sind Prädestinationen. Das Prädestinierte — es war schon auf dem Gymnasium Kanoldt, umgab schon ihn, bewegte sich schon um ihn wie die Weste einer geheimen Hand. Vielleicht, daß das Prädestinierte zu seiner Traurigkeit gehört; denn der Zustand der Prädestination ist kein heiterer Zustand. Zumellen kam mir vollends der Gedanke: dieser Mensch sei eine Nachkommenschaft feltischen Lebens, das lange vor den wandernden Nemannen auf nachmals „badi-schem“ Boden lag; zähe Assoziationen machen mich von ihm, von Kanoldt her immer aufs neue an Bretanen und Tren denken. So wäre vollends ein Stück Exil dabei, und die Traurigkeit, die Malerei der Häuser mit wenigen Fenstern, mit keinen Fenstern, die Malerei der Mauern hätte noch eine heimliche Ursache mehr . . .

Kanoldt ist 1881 zur Welt gekommen. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, erprobte er sich zunächst an der Karlsruher Kunstgewerbeschule. Dann ging er an die heimatische Akademie — ein etwas dumpfes Institut, in dem er bei Friedrich Nehr, der einen epigonischen Naturalismus von genre-halten und bürgerlich-pittoresken Tendenzen lehrte, immerhin das Handwerk fand. Nach einigen Jahren ging er fort — begierig, in einer größeren Welt Fuß zu fassen. Er ging nach München. Die Wahl der neuen Heimat scheint der Vorherbestimmung zu entsprechen: aus der Stadt Weinbrenners geht Kanoldt los in die Stadt des Leo Klenze — in die Stadt der Ludwigstraße. Es ist zwar nicht dies München, nicht das Klassische, das Kanoldt im Bewußtsein sucht. Er sucht ein sozusagen aktuelleres München; und wenn es eine klägliche Wahrheit ist, daß München seit dem Ende des Friedens seine kosmopolitische Ueberlieferung, von der es als Stadt der Kunst gelebt hatte, ahnungslos verlor hat, so daß es heute in Dingen der Malerei nur mehr eine umfangreiche Provinz bedeutet, so hat es doch gegen 1910 noch einmal den Vorzug einer europäischen Bewegtheit und einen heftigen Aufschlag künstlerischer Neuerung erlebt. In dieser klassischen, klassisch beschwerten Stadt erhoben sich gegen 1910 so scharf wie irgendwo, fast schärfer als in den radikalen Klimaten von Berlin oder Sach-sen, die ersten Initiativen des Neuen, das alsbald unter dem ungefähren Sammelnamen des Expressionismus betrieben und berufen wurde. Der Anstoß kam allerdings nicht von München selbst (von München selbst kam überhaupt wie ein Anstoß); er kam von den Russen, die damals in München weilten: von Wassili Kandinskij, der einen fulminanten Nihilismus propazierte und mit der positiven Kraft seines Talentes auch exekuterte — einen Nihilismus, der im Grunde die rasende Romantik eines verzehrenden slavischen Temperamentes war; von Alexej Jawlensky, der, früher russischer Gardelavik, revolutionierende slavische Barbarismen malte — Gesichter in verzerrter Mundheit der Flecken. Da waren noch andere: Bedsteiff, die Wereskin, Burlin, Rogan — die heute alle in der Welt zerstreut oder verschollen sind. Die Russen gaben neue Maßstäbe — Unmaßstäbe. Franzosen kamen dazu; es erschien der Kubist De Foucaultier, der neu-klassische Girard. Es war das alte, andere München — unkenntlich verschieden von dem heutigen, das, in unfruchtbarer Lokalis-mus befangen, seine Horizonte zuzog; das eine „Verkehrsausstel-lung“ vermag, aber mit allem Geschrei von Tradition und von bewährtem Weien nicht einmal mehr erfahren läßt, was extra muros gemalt wird, und selbstgefällig von seinem Namen zehrt, indem es ihn vernachlässigt . . . Als einer der ersten Münchener schloß Kanoldt sich der neuen Bewegung an. Na zu einem guten Teil wurde er in der Bewegung organisierende Kraft. 1908 erlebte das künstlerische München die Gründung der „Neuen Künst-lervereins“. Kanoldt wurde Sekretär der Gruppe. Unter den Münchenern selbst war der markierteste, beredteste, brillan-

teste und auch am raschesten zum Erfolge aufsteigende Neue freilich Franz Marc — der Sohn einer französischen Mutter, den ein fran-zösisches Geschick im Jahre 1915 zerreißen sollte . . . Kanoldt wahrte mitten im ersten Ansturm der Bewegung eine verhältniß-mäßig ruhige Haltung, die der Festigkeit seiner überlegamen, seiner wahrhaft meditativen Natur, der zähen Bewegung seiner durch neue Einflüsse nicht leicht zu überstimmen Person ent-sprach. Als innerhalb der Gruppe, innerhalb ihrer schon mühsam zusammengehaltenen Erregungen gar ein Streit über das Problem einer „gegenstandslosen Malerei“ entstand, die von der maximalistischen Leidenschaftlichkeit Kandinskys gefordert wurde, über das Problem einer Malerei also, die nichts mehr darzustellen habe als die romantische Schönheit der eigenen Farben und far-bigen Gefühlsaktionen, die in dieser Behauptung endlich bloß den Gesetzen eines subjektiven Instinkts (doch sozusagen organisierten, stabilisierten, zum kategorischen Imperativ erhobenen Instinkts) zu geborchen habe, da schied Kanoldt aus der Gruppe aus — ein erklärter Gegner dieser Programmatik des bestechenden, theo-retisch sehr gut ergotternden, aber auch sinnlich, nicht nur dialektisch begabten Russen, in dem eine Art von Ideologie der bolsche-wistischen Zukunft russischer Politik sich unbewußt vorweggenom-men zu haben scheint (von heute her gesprochen). 1912 löste die Gruppe sich auf. Als literarische Dokumente der Bewegung hinter-lassen zwei Bücher: ein Atlas „Das neue Bild“ (im Delphin-verlag zu München) und die wesentlich von den Dioskuren Kan-dinskij und Marc bestimmte Publikation „Der blaue Reiter“ (im Verlag Piper). Die malerischen Dokumente sind zerstreut, in München selbst wird man von ihnen heute das wenigste finden — wie ja die künstlerischen Bewegungen fast immer über, nicht in dieser Stadt gewesen sind, gleichsam sich selbst substantzierend, nicht eben aus der Teilnahme der Münchener selbst genährt . . . 1911 entstand in München eine „Neue Sezession“ — im Sinn des Neuen fortschreitend, wenigstens auf einem Flügel, in ihrer Pro-grammatik jedoch nicht einheitlich, vielmehr wesentlich auf einen qualifizierten Eklektizismus gestellt. Damit ich deutlich sei: es handelte sich nicht etwa um eine eklektizistische Haltung der Einzel-nen, sondern um eine eklektische Zusammenziehung des Verbandes im ganzen aus den verschiedensten Qualitäten. Diese Verfassung war nun unserem Maler ebensowenig gemäß, wie eine beinahe-ottronierie Gegenstandslosigkeit es hätte sein können. Zum dritten Male stellte er sich auf sich selbst zurück; denn als das erste Mal darf füglich jener Verzicht auf eine akademische Ausbildung ge-rechnet werden der unseren Maler in München zum Antiodakten gemacht hat. Seit der Trennung von der Neuen Sezession um-schreibt Kanoldt sein Dasein nur mehr mit den Umrissen seiner eigenen Natur. Je länger desto besser gewahren wir die Sicher-heit dieser Umrisse, die keiner Verfestigung von außen bedürfen.

Sie bedürfen keiner Verfestigung von außen; die bestimmende Kraft, die den Wer der Umrisse vorschreibt, liegt in der Herkunft, die wir gesehen haben. Man kann den Inhalt der Vorbestimmung in zwei Attribute fassen. Sie würden lauten: gegenständlich und einfach oder sachlich und deutlich . . . Der Geist der Vorbestim-mung ist mit einem Worte: klassisch. Dem Maler ist dies Schick-sal mitgegeben — als Maßstab und als Grenze: er wird die Al-le-gorie der Häuser seiner Heimat malen; ihre „Idee“; stille, etwas-rationalistische Kubik des Klassischen wird seiner Form das Geheiß geben — den Pogos; er wird lateinisch sein. Er wird das Ge-mächte des Lateinischen haben, das zugleich ein Radikales ist; seine Malerei wird epigraphisch einfach sein — lapidar. Die Münchener Gärungen, die physischen und moralischen Gärungen des Krieges, die Zerstörungen der Form, das Splintern alles Gefügten und Geordneten; dies und anderes wird die Tradition in ihm rufen, die eine Tradition einfacher Gegenständlichkeit ist — und zwar einer Gegenständlichkeit jenseits aller Debatte; das Neue ist nicht eine Polemik gegen die Tage mit Kandinskij, son-dern eine abseits von aller Dialektik sich vollziehende Selbstver-ständlichkeit. Die Manen stehen auf; der Nachfahr schiebt mühselige Steine zur einfachsten Mensa Altaris und opfert. Dies ist alles. Nur daß die Münchener Jahre eine Beziehung ins Dra-sische geübt haben; wir sollen der Willigkeit halber nicht ver-gessen, daß sie in unserem Maler das Zeitgenössische haben werden helfen — helfen.

Schon vor dem Kriege hat er die alte Straße gefunden: er ging über den Brenner nach Rom, nach Süditalien — nach Klauen und weiter, hinab an die köstliche Grenze, auf der Norden und Süden einander die Waage halten. Notwendig fand er endlich den Weg nach Rom. Man darf die These wagen: es ist Latium, das diesen Maler endlich in der legitimen Form bestätigte, deren alte Kolonie seine Heimat ist. Er malte die Landschaften und Städte des „Lazio“. Er schweißte nach Umbrien — wenn eine Natur von seiner Konsolidation schweifen kann; er wurde in Toskana fester und fester; San Gimignano ist die Stadt seines Wap-pens.

Es wurde von einer Grenze dieses Künstlers gesprochen. Sie besteht: sie steht auf der Alternative zwischen dem Materischen und dem Konstruktiven. Lenken wir nicht vor uns selbst: das Materische ist seine Welt nicht. Er hat sich darin auch einmal ver-sucht; die erste Lehre wies ihn darauf. Aber es fällt auf: unter den Deutschen war er einer der allerersten, der reagierte, als von Frankreich die Anzeichen einer konstruktiveren Gesinnung herüber-schimmerten; als die Programmatik der Seurat und Signac die Impressionisten zu der methodisch aufbauenden Gesinnung des pointillierenden Neoimpressionismus und zu seinen Rezepten zu-

befahren trachtete. Es gibt aus der Mitte des ersten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts eine Reihe neoimpressionistischer Versuche unseres Malers. Dies charakterisiert. Alle Fasern seines Wesens streben zur Geometrie, alles drängt ihn zur Ordnung der Dinge im einfachen Körper; seine Idee ist der Kristall, seine Idee ist das Gesetz der geologischen Schichtungen; seine Idee ist die Befestigung (im Sinn der „Festung“). Seine Blumen, seine Pflanzen scheinen Befestigungen der Natur zu sein; er liebt die steifen Blüten und Blätter — die Kamelle, den Gummifolgenbaum, die Kakteen. Er liebt alles, was eine konstruktive Planung in der Ordnung der Dinge verrät. Er liebt die Ordnung selbst. O gewiß — er ist ein Legitimist; er ist, wenn man das Wort auf den dauernden Wert des Feingehalts hin zu nehmen weiß, ein Konservativer — ja mit einem stummen Sinn fürs Künstliche begabt, fürs Galvanische und mitten im Gegenständlichen, Sachlich-Scharfen so traumhaft Unwirkliche. . . . Wäre die Gefahr der Mißverständnisse nicht so groß, so würde ich wagen, auszusprechen: in ihm sei ein Stück von der dauernden Aktualität der „Restauration“ enthalten (in welcher, nebenbei, der Napoleonide Weinbrenner noch gebaut hat) . . . Diese Sinnesweise ist nicht malerisch; sie kann es nicht sein; sie fügt und schneidet; sie liebt den Aufriß, stellt hin; das Wehen und Schwärmen in ihr fremd, wie es dem Malerischen hörig ist. Er malt nicht. Er „illuminiert“. Kein Umriß ist so scharf; er wird ihn noch schärfer machen; schon gerät man in Versuchung, Scharfen in die Schärfe seiner Konturen zu brechen. Soll man ihm zurufen: Gade (denn man muß es lateinisch sagen, damit er höre) — es könnte geschehen, daß die Scharfen sich selbst einbrechen. . . .

Kanoldt ist vom äußeren Erfolge nicht verwöhnt, und wo ein Wort des Schulkameraden zu viel getan haben sollte, da darf es

denken, daß es viel gut zu machen hat. Ihn kennen und lieben die Leute um die „Valori Plastici“, denen der Deutschrömer Kanoldt vielleicht einmal ebenso auf ein Stichwort geben konnte, wie sie ihm. Etlche Galerien und etliche Liebhaber in Deutschland haben ihn gesammelt. Die Kasseler Akademie, nun die in Breslau hat ihm eine Professur angetragen. Die erste Chance (wenn sie eine war) scheiterte an dem deutschen Wohnungselend. Die zweite hat sich nun gebildet; und allerdings darf man glauben, daß Kanoldt ein Lehrer sein wird in Geist und Handwerk. Wie ich ihn zu kennen meine, wird aber doch das Gesetz der Einigkeit das Zeichen seines Lebens bleiben. Er wird so bleiben, wie er in der Pause vor dem Gymnasium stand. Den Weg vom Menschen zum Menschen zu finden ist ihm nicht leicht. Vom Lateinischen hat seine Kunst das Breite und Gehaltene, Senatoriale, Pontificale; Italien gibt ihm das Farge, die Marcia funebre, nicht die Allegrezza; die schnelle Initiative ist seiner Bewegung fremd. Er ist, in dünnen Worten, zum Leben selbst nicht eben sonderlich talentiert; die Existenz ist ihm eine Hypothek auf der Freiheit der Seele. . . . Vielleicht müssen wir auch denken: es sei nicht leicht (und heute, nach den gräßlichsten Störungen einer deutschen Identität, die überhaupt kaum je geallicht war, sei es schwerer als je), der Schüler einer humanen Idee zu sein; man beareift, daß seine Bilder einer Gräbertrahse gleichen. Stärkere sind von einem Schicksal, das sie aus anderthalb Jahraufenden her zwang, Deutsche und Römer zu sein, zur Erde gedrückt worden. Sollte es ihm leicht sein — heute, da schon seine Jugend im Halbunkel der Traurigkeit stand und einen Flor trug?

(Mit Genehmigung des Verfassers und des Herausgebers Dr. Hans Martin Elster der Kunstzeitschrift „Die horen“ entnommen.)

Richard Zoosmann / Das Herrenalber Paradies.

„Ad portam vitae, fratres, properanter adite; Qui sunt condigni, nunc intrent corde benigno“. 1462.

„Brüder, eilt zu diesem Drie,
Denn hier ist die Lebenspforte;
Kübelt ihr euch sünderrein,
Tretet herzengstrosch dann ein.“

Anno Siebzahnteimte leise
Dieser Baum auf seltne Weise;
Als ein Denkmal großer Zeit
Recht er heut die Zweige weit.

Freundlich laden diese Reilen
Flüchtigen Wandrer zum Verweilen,
Der mit andachtsvollem Schritt
Vern das Paradies betritt.

Sei er Sinnbild unsern Tagen:
Deutschland, du sollst nicht verzagen!
Kesse Eisen dich und Stein,
Wachse hoch ins Licht hinein!

Und des Diktors Vogelnücken
Sieht er eine Fichte schmücken:
Sechzigjähriges Geäst
Wurzelt fest im Mauerrest.

Was dich zwänge, was dich enge,
Das verdränge und zerprenge;
Wenn auch dieser Baum einst bricht,
Du, mein Deutschland, stürzest nicht!

G. S. Bruhainer / Gallischer Haß aus Furcht.

(Eine geschichtliche Skizze.)*

Es war am Abend des 14. März 1804 zu Eitenheim. Im Hause der Witwe Sartory hatten sich der Herzog von Enghien mit seiner Gemahlin Charlotte, Prinzessin von Rohan-Rochefort, eine Nichte des am 17. Februar 1803 zu Eitenheim verstorbenen Kardinals Rohan, und deren Freunde Baron von Grünstein, Leutnant Schmidt, letzterer aus dem benachbarten Freiburg, Marquis von Thimery, Baron von Rastzheim und der Sekretär des Herzogs, namens Jacques, eingefunden.

Der Herzog von Enghien wohnte seit September 1801 zu Eitenheim im zweiten Stock des von Rastzheimischen Hauses, während die Prinzessin Charlotte nach dem Tode ihres Oheims Kardinal Rohan bei Frau Sartory Wohnung genommen hatte. Hier trafen sich die Freunde Enghiens fast täglich, um sich über Kunst, Lektüre und Wissenschaften zu unterhalten.

In jenem Abend des 14. März waren es aber besondere Ereignisse, welche die Genannten zusammenführte. Dem Herzog wurde schon gegen 5 Uhr abends durch Abbe Simon ein Brief übergeben, worin Notar Absch aus Rheinau dem Herzog mitteilte, daß eine Abteilung französischer Dragoner von Schlettstadt aufbrechen sei, mit dem Ziel Eitenheim. Der Kommandeur des Trupps habe Befehl, den Herzog gefangen zu nehmen. Tage zuvor war Herzog Enghien von verschiedenen Personen und durch mancherlei sonderbare Vorkommnisse awarent worden. Als mutlaer, tapferer Soldat zeigte er keine Furcht und regte wenig Gewicht auf die Gerüchte. Er glaubte, man würde höchstens ein paar Banditen auf ihn loslassen, deren er sich leicht erwehren könnte. Der abgegebene Brief gab ihm nun aber doch Veranlassung, seine Freunde zu einer Aussprache im Hause der Witwe Sartory zusammenzurufen.

Die Freunde von Enghien waren mehr besorgt um die Sicherheit seiner Person, als er selbst. Er stand unter dem offenen Fenster und hörte nur halb auf ihre Reden. Am Westen zog langsam ein Gewitter herauf. Leise grollte der Donner und aus der bewaldeten schwarzen Wolkenswand, die sich am Horizont empor-

schoß, zuckten die ersten Blitze wieder. Der leichte Wind, der sich erhoben hatte, wuchs plötzlich zum heftigen Sturm an. Heulend stob er durch die Gassen und brach sich an den Türmen und Weibeln. Manchmal klang es wie eine Pfeifstimme, um gleich darauf mit einem dumpfen, vraelähnlichen Ton abzuwecheln. Bisweilen klang es wie ein Stöhnen und Wehnen, und wenn der Sturm besonders heftig wehte, wie ein gellender, aus angstgedrückter Kehle kommender Aufschrei. Von Zeit zu Zeit zuckte ein langer Blitz über den kohlenschwarzen Himmel hin, als habe dieser einen Riß bekommen, und der Donner vollerte dem Blitz nach. Das Gewitter war über der Stadt.

Enghien schloß das Fenster mit der Bemerkung: „Dieses Wetter schickt uns der Korfe. Es dünkt mir wie ein Vorbote kommenden Unheils.“

„Miß dich dieses Wetter erst zur Vorsicht mahnen“, sprach seine Gemahlin Charlotte. „Ich habe eine unerklärliche Furcht vor Bonaparte. Der Gedanke an diesen rücksichtslosen Gewaltmenschen löst in mir ein unaussprechliches Grauen aus, das mein ganzes Denken und Fühlen gefangen hält.“

„Herzog Enghien“ begann Frau Sartory, „Sie sind zu vorsichtig. Dem Bonaparte nicht Freund ist, oder gar im Wege steht, der wird klug tun, alle Vorsicht walten zu lassen. Ich finde begreiflich, daß der erste Konsul Frankreichs, nach den letzten Verschwörungen und Anschlüssen auf sein Leben, alles tut, um sich und damit die Ruhe der Republik zugleich zu sichern. Aber er verfolgt ganz andere Ziele. Es ist ihm gar nicht um die Erhaltung der Republik zu tun. Nein. Kaiser der Franzosen will er werden. Er fürchtet Sie nicht nur, er haßt Sie auch. Sie, der jüngere Condé, ein tapferer und entschlossener Soldat, sind ihm im Wege.“

„Madame Sartory hat recht“, nahm Leutnant Schmidt das Wort. „Bonaparte wird sich nicht damit begnügen, die Angriffe seiner Gegner abgewehrt zu haben; den ersten Schrecken und Zorn überwindend, berechnet er politisch klug: „Es muß den monarchisch gesinnten Prinzen ein für allemal das Handwerk gelegt, es muß ein Exempel statuiert werden, das denjenigen alle Lust

* Nach Aufzeichnungen des Leutnants Ditz aus dem Jahre 1813.

nimmt, die mit ihm nach der Kaiserkrone greifen wollen. Und dieses Exempel wird der Herzog Engchien sein."

Engchien lächelte über diese Angst und Besorgnis seiner Freunde. Er antwortete mit Gleichmut und Offenheit: "Was wollte Bonaparte auch von mir? Ich habe an der Verschwörung Cadoudals und Pichegrus nicht den geringsten Anteil. Das sind alles übelriechende Torheiten. Ich verachte alle diese Anschläge auf seine Person. Mein Weg geht gerade aus."

"Und wenn man Ihnen, Herzog, nicht nur diesen geraden Weg, sondern auch das Leben abschneidet", unterbrach Marquis Thümers den Herzog.

"Wenn es gilt, für unseren König das Leben in die Schanze zu schlagen, dann werde ich es immer tun, und niemals werde ich mich feig verziehen. Ich kann dem König nicht im Frack dienen, es sei denn, daß der Frack zur Uniform erklärt werde", entgegnete Engchien.

"Das ist es", erklärte Baron von Grünstein. "Sie sind ein Bourbon und das genügt Bonaparte. Ihre Geburt, die Rechte Ihrer Familie und Ihre Ansichten müssen Sie zum Feinde der neuen Regierung machen. Bonaparte wittert das, wie ein Jagdhund, der das Wild riecht, auch wenn er es nicht vor Gesicht hat."

Es klopfte draußen am Tor. Ein zweiter Brief von Abbe Simon wurde der Prinzessin Charlotte abgegeben. Engchien stand neben dem Baron von Schrazheim, dem er den rechten Arm über die Schulter gelegt hatte, als ihm Charlotte den Brief zu lesen gab. Er enthielt wiederum eine eindringliche Warnung und Mahnung zur Vorsicht.

Da forderte der energische Leutnant Schmidt Engchien auf, mit seiner Gemahlin nach Freiburg zu fliehen.

Der Herzog umfachte mit einem langen Blick die geliebte Gestalt seines schönen, braven Weibes.

"Nun gut. Wir verlassen morgen früh um 7 Uhr Ettenheim durch das Ringsheimer Tor. Erwarten Sie mich beim Hänlebrünnel mit dem Fuhrwerk. Gott helfe uns! Und nun gute Nacht Charlotte, Madame Sartory und gute Nacht meine lieben Freunde. Wir gehen. Das Wetter ist ja zu Ende. So geht alles vorüber." Fast in scherzendem Ton sprach dies Herzog Engchien.

In Begleitung von Schrazheim, Grünstein und Schmidt ging er hinüber nach seiner Behausung. Dort ließ er in das an sein Schlafzimmer anstoßende Zimmer für Grünstein und Schmidt zwei Betten stellen. Die Bitte des Kammerdieners Canon, in den Straßen Ettenheims Wache halten zu dürfen, schlug er ab. Engchien verlangte nur noch seine Waffen, die er, nebst Munition, auf einen Tisch neben dem Bette legte. Die Türen wurden gut verschlossen, die Lichter im ganzen Hause gelöscht.

Die Stadt lag in tiefer Ruhe. Der Mond warf zwischen dahinziehenden Wolken sein bleiches Licht hinein in die dunklen Gassen und die Schotten der spitgleitigen Dächer wuchsen an den Häusern empor, liefen mit dem Mondlicht weiter, um wieder gleich riesenartigen Gelpentern in finstere Nacht zu versinken. Man vernahm keinen andern Laut, als das Plätschern eines Brunnens in seinem steinernen Becken. Es war eine jener schweren Nächte, die ihren Atem stundenlang anhalten, dann einen langen, keifsen Seufzer vernehmen lassen und danach wieder schweigen.

5 Uhr morgens. Nach lag die Nacht über Stadt und Land. Der fünfte Schlag der Kirchturmuhre verhallte eben in den Gassen, als der Herzog durch ein polterndes Geräusch am Hoftor vom Schlafe aufsprang. Mit ihm wurde Canon wach.

"Schnell die Klinte, Canon, sie sind am Hoftor", rief der Herzog und sprang aus dem Bette. Mit der Klinte eilte jeder an ein Fenster.

"Wer kommandiert hier", rief Engchien in die Gasse hinauf, wo vor dem Hause ein starker Trupp bewaffneter französischer Soldaten und Gendarmen mit mehreren Offizieren stand.

"Wir haben Euch keine Rechenschaft zu geben", lautete die Antwort.

Der Herzog legte auf den sprechenden Offizier an. Baron von Grünstein und Leutnant Schmidt, die aus dem anstoßenden Zimmer herbeigeilte waren, hielten ihn aber zurück. Jeder Widerstand war unnötig und nutzlos. Die Hofmauern waren bereits erstiegen und Garten und Hof mit Soldaten angefüllt. Gleichzeitig vernahm man herbe, französische Flüche und Aufforderungen, die Haustüre zu öffnen. Da und dort wurden in der Nachbarschaft Türen aufgestoßen, daß sie klatschend an die Wand schlugen, Fenster aufgerissen und Rufe nach dem Grund der nächtlichen Störung wurden laut. Sie verstummten, als man beim Anblick der französischen Truppen den Zusammenhang ahnte.

Der Kammerdiener Canon wollte den Herzog retten, indem er ihn aufforderte, durch ein Fenster, das auf ein enges Gässchen hinausging, zu fliehen. Die Aufforderung zur Flucht wies der Herzog aber ab. Er eilte nochmals ans Fenster, um sich aufs äußerste zu verteidigen. Doch man hielt ihn zum zweiten Male davon ab. Die nochmalige Aufforderung des Dieners kam zu spät. Soldaten und Gendarmen drangen mit vorgehaltenem Bajonnett und Pistolen in das Schlafzimmer ein. Nur mit einer grauen Hofe, grauer Weste und mit grünen Pantoffeln bekleidet, wurde der Herzog auf den Hausflur hinausgedrängt.

Ein Offizier trat auf den Herzog zu mit den Worten: "Sie sind mein Gefangener", worauf der Herzog mit Festigkeit erwiderte: "Das hängt nur von mir ab, und ich werde es nicht sein."

Eine Abteilung Gendarmen nahm Engchien in die Mitte und fort ging es, nach dem Ausgange der Stadt zu. Von seiner Gemahlin durfte er nicht Abschied nehmen. Unmittelbar hinter dem Herzog marschierte der Gendarmenleutnant Pferdtsdorf von Buchsweiler im Elfaß, in jeder Hand eine Pistole. Schon Wochen vor diesem allem Recht Hohm sprechenden räuberischen Ueberfall hatte Pferdtsdorf den Aufenthalt und die Lebensgewohnheiten des Herzogs ausipioniert.

Die Straßen waren von französischen Truppen abgeperrt. Da und dort standen unter den Haustüren Büraer von Ettenheim und weinten. Dem Herzog genoh bei allen Einwohnern große Verehrung. Die Herzogin Charlotte war nicht zu sehen. Man mutmaßte das Schlimmste.

Am Stadtbächle wurde Halt gemacht. Ueber einen schmalen Steg ging es hinüber zur Ettenheimer Mühle. Hier wurde nochmals von Canon und Ettenheimern der Versuch gemacht, Engchien in das umliegende Feld zu retten. Canon suchte seinem Herrn durch Zeichen verstehen zu geben, nach welcher Richtung er fliehen sollte. In wenigen Minuten hätte er die Weinberge erreicht. Da er ein guter Läufer war, würde ihn keiner von den Soldaten eingeholt haben. Das Türchen beim Steg, durch welches der Herzog entkommen sollte, war aber von außen zuerriegelt oder es war von innen nicht bequem zu öffnen. Der Versuch mißlang.

Mit dem Herzog wurden auch von Grünstein, Leutnant Schmidt, der Marquis von Thümers und Sekretär Jacques gefangen genommen. Sämtliche Verhaftete wurden in die Mühle geführt und dann auf einen Leiterwagen gebracht. Gendarmen umgaben den Wagen. So ging die Stadt hinaus nach Grafenhäusern und Kappel dem Rheine zu.

Man sah den Herzog nie wieder. Am 21. März 1804 wurde er auf Bonapartes Befehl in Vincennes erschossen.

Yves Frowin / Gedichte.

Rosen, Reseden, Geranien . . .

Rosen, Reseden, Geranien und Nelken,
Schah, es gibt Blumen, die nimmer verwelken.

Blumen, die immerfort glücken und leben,
Blumen, die einst uns die Liebe gegeben.

— und ich schaue drei tiefdunkle Rosen . . .
Wie ihre Düfte mich heute umfosen!

Wurd' ich noch röter als meine drei Rosen —
— Wie ihre Düfte mich heute umfosen!

Der graue Nebelnachmittag.

Der graue Nebelnachmittag
hat mir ein wehes Bild geboten:
im Rahmen längst verschwund'ner Zeit
sieht er mir alle meine Toten!

Schaut auf! Sprecht! Lächelt! Tut Euch kund!
Da sind sie meinem Aug' entfallen,
und Dämmerung und Nebel nur
sieh' ich um meine Wege wallen.

Lange ist's her. Ich war jung wie der Morgen,
wußte kein Wort noch von kommenden Sorgen.

Wußt' von der Liebe selbst blickwenig noch
und — die drei Rosen gestielen mir doch!

Trug sie nach Haus. — Hat die Mutter gelacht:
"Wer nur hat mir die Rosen gebracht?"

Ein langer Zug, der feierlich
vorüberzieht, kein grüßend Reigen
und kein Erkennen. All dahin
nur schreiken sie in tiefem Schweigen.

Für vi
ihrem Leben
lauf gerege
mit der sie
in den Jaf
sie jetzt in
haben, selb
für ihr Zu
gewedt, sic
hat es un
er zum erf
gen, um
Freiheit in
Kinder vor
Frühe zu
zu leben,
gemäß.
Es steht d
gereifter C

Jung
Meister w
gestalten.
Wollens,
und irgen
mit ihm
Gustav M
Bild der
Mann. W

Eine
um zufam
dem junc
bens". N
ist eine Fe
der Leben
Beginn d
entfaltet
Naturhaft
immer wi
einem für
jetzt schon
ihren jun
brüderlich

Wie
hinaus, a
ren, der
etwa des
den, such
elgene see
finden, ei
zurück w